

Berliner Tageblatt.

Nr. 289.

Berlin, Donnerstag, den 10. Juni 1886.

XV. Jahrgang.

Politische Tagesübersicht. Das Abnancement der Gymnasiallehrer.

Im Königreich Sachsen hat das Ministerium der Lehrer an höheren Schulen durch den Beschluß der Kammer auf Grund einer Vorlage des Staatsministeriums eine Umänderung in dem Sinne erlassen, daß in Zukunft das Aufsteigen im Gehalts nicht mehr von den Besoldungen an der einzelnen Anstalt abhängig ist, sondern durch alle staatlichen höheren Schulen, deren es etwa 12 bis 15 gibt, gleichmäßig erfolgt. Damit ist hier wie in Anhalt, von dem wir kürzlich berichteten, eine Institution geschaffen, die im Berliner Tagesblatt seit Jahr und Tag lebhaft besprochen, die aber trotz der unpopulären, weil gleichgültigen Verhältnisse in der Reichshauptstadt bis heute ein frommer Wunsch der Lehrer geblieben ist.

Wir können es uns nicht verlagern aus dem uns vorliegenden amtlichen stenogramm — 58. Sitzung der zweiten Kammer vom 23. Februar 1886 — einige charakteristische Stellen mitzutheilen. Das Ministerium der Deputation (Kommission) hebt zunächst hervor, es sei von Seiten des sächsischen Staatsministeriums aufgestellt worden würde, jedoch um deswillen, daß es das Ministerium vor dem Beschluß zu befragen, daß es etwa willfährig in der Besetzung der Stellen handeln könnte.

Dann fährt der Referent wörtlich fort: Ein sehr wichtiger und erwünschter Fortschritt in der Stellung unserer Lehrer ist der, den die sächsische Staatsregierung dadurch beschließt, daß sie das Abnancement unserer Lehrer nicht mehr auf einzelne Anstalten, sondern auf alle Anstalten des Landes zu übertragen gedenkt. Es ist dies ein hoch werthvoller Entschluß; denn die Zustände, die sich in einzelnen Schulen durch den je nach dem Gehalt herabgesetzt haben, waren keineswegs dergestalt, daß man sie als vortheilhaft bezeichnen konnte (tout comme chez nous). Das Ministerium an einzelnen Anstalten, die Aufzogen an die einzelnen Lehrer lag ja bekanntlich zur Zeit sehr viel in den Händen der einzelnen Professoren, und dadurch ist es vorgekommen, daß an einzelnen Anstalten sich ein Erwerbvermögen und eine Privatnützlich geltend gemacht hat, die auf der einen Seite die Würde und Verdienlichkeit hervorgerufen haben, die auf der anderen Seite die Anstalt nicht mehr fördern konnten. Alle diese Sachen werden beseitigt durch das Abnancement in der Regel nach der Anciennität, nach welcher bei gleicher Befähigung ein Jeder eine bestimmte, höhere Zukunft, unabhängig von der Gümm oder Ungümm seiner unmittelbaren Vorgesetzten, vor Augen hat, eine Stellung, die unserer Lehrer gewiss zu Gunsten ist.

Diese Ausführungen des Referenten enthalten keinen neuen Gedanken; sie finden sich zum Theil wörtlich in der Denkschrift, welche dem Magistrat von Berlin vor Jahresfrist mit der Petition um eine gleiche Regelung der Abnancementsverhältnisse übergeben worden ist. Trotzdem haben wir die Stelle hier wörtlich zum Abdruck gebracht, weil durch die Vorlage des sächsischen sächsischen Staatsministeriums und durch den zustimmenden Beschluß der sächsischen Kammer die Verwirklichung dieser Anschauungen des Referenten öffentlich anerkannt worden ist. Sächsisch hat es somit klar ausgesprochen, daß das geschilderte Abnancement den Interessen der höheren Lehrenten ebenso dient, wie denen der Lehrer, und daß die Schwierigkeiten der Durchführung keine unüberwindlichen sind. Um ganz sicher zu gehen, daß Mißverständnisse unsererseits nicht vorhanden sind die folgenden Bemerkungen wörtlich in der

Durchführung begriffen sind, haben wir uns um Auskunft an einen künftigen sächsischen Gymnasiallehrer gewandt und von demselben bereitwillig folgende Auskunft erhalten:

- 1) daß in Sachsen eine fast allgemeine Gehaltsverhöhung stattgefunden hat, welche die Lehrer an den höheren Schulen mit den Mittlern erster Ordnung ungefähr gleichstellt;
2) daß hier künftig das Abnancement unabhängig davon ist, ob an der betreffenden Anstalt Fortschritte eintreten;
3) daß das sächsische Kultusministerium beabsichtigt, die durch ungleiches Abnancement an den Anstalten eingetretenen, zum Theil großen Mißverhältnisse von Dienstalter und Gehalt auszugleichen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir einigen Mißverständnissen entgegenwirken, die ein Artikel unseres Blattes über die Gehaltsverhältnisse der Gemeindeführer und der Lehrer an den sächsischen höheren Lehranstalten (Nr. 242) in einzelnen Kreisen der Berliner Gemeindeführer erregt zu haben scheint. Es war in jenem Artikel die Nothwendigkeit einer anderweitigen Regelung des Gehalts der Lehrer an den höheren Anstalten dargelegt worden, indem die verhältnismäßig günstigen Besoldungsverhältnisse der Gemeindeführer zum Vergleichung herangezogen wurden. Die letzteren als absolut günstig oder gar als übertrieben günstig darzustellen, hat uns natürlich fern gelegen, und wir bebauern, daß die „Abgabe, Nr. 242“ der Berliner Zeitung nicht als ob das „Berl. Tagbl.“ sein Mißverständnis für die Lehrer an höheren Schulen auf Seiten der Gemeindeführer beibehalten hat.

Zur Sache kommen wir, daß unsere der offiziellen Statistik entnommenen Angaben über die Gehaltsverhältnisse der Berliner Gemeindeführer sich sehr betrüblich auf das Durchschnitts-Dienstalter bei der Gemeinde beziehen. Da Lehrer, welche das 28. Lebensjahr überschritten haben, nur ausnahmsweise in den Berliner Gemeindeführern aufgenommen werden können, die Berliner Lehrer zum wenigsten Dienstjahre andertwelf vollendet haben; diese sind nicht in die Berechnung eingeschlossen. Früher war die Altersgrenze für die Aufnahme in den Berliner Dienst 40 Jahre. Es kamen damals die Lehrer in vorgerückten Jahren nach Berlin, unterstanden einige Jahre an Privatstudien und traten dann in den Gemeindeführer zu treten. Solcher Lehrer gibt es jetzt noch viele und sie liegen natürlich in einem höheren Lebensalter (bei gleicher Gehaltsstufe), als die jung in den Gemeindeführer eingetretenen. — Die meisten Lehrer treten mit dem 24.—26. Jahre ein; in etwa fünf Jahren haben sie ein Gehalt von 2100 Mark; sie können im Alter von 29 bis 31 Jahren heirathen. Die sie eine Familie von vier Kindern zu ernähren haben, vergehen doch mindestens 6—8 Jahre, ehe sie haben dann ein Gehalt von 2800 Mark.

Das ist eine Gehaltsstufe, die im Vergleich zu denjenigen der Gemeindeführer in anderen Städten doch wohl als eine verhältnismäßig günstige bezeichnet werden kann. Das gleichwohl auch in dieser Beziehung nach Wundes zu thun bleibt und daß weiteren der verdienten Würden der Gemeindeführer nach Möglichkeit Rechnung zu tragen ist, stellen auch wir nicht in Abrede. Man soll das Eine thun und das Andere nicht lassen.

Ein Mitglied der Kreisynode Berlin II schreibt uns: Unsere Verhandlungen und die an anderer Stelle erwähnten lassen, was noch vor Wochen besprochen werden konnte, ein überaus reges Interesse an den kirchenpolitischen Verhandlungen, die durch die Kopische Novelle herbeigeführt sind, erwecken. Es regt sich das protestantische Bewußtsein, das eingeschläfert zu sein schien, gewollt in dem Gedanken, es könne durch die neuen Bestimmungen des Ultramonarchismus die Sache der Reformation in große Bedrängnis gerathen. Dabei treten zwei interessante Momente in den Vordergrund: einmal die sichtlich Annäherung der evangelischen Mittelpartei an die kirchliche Annäherung des Ultramonarchismus, und zugleich das Bedauern vieler sogenannter Positiven, mit den kirchlich Liberalen Front zu machen gegen die Verbindungen Hammerstein,

Elster und Genossen. Mit jedem Tage mehr sich das Verlangen nach Zurückweisung jeder Inanspruchnahme staatlicher Intervention zu Gunsten des Protestantismus, und zwar aus dem Gefühl heraus, daß in ihrer Bekämpfung des Romanismus die Kirche der Reformation der Mittelschicht irgend welcher weltlichen Zünfte nicht bedürfe. Die evangelischen Positiven haben sich seitens der Mittelpartei und der Linken der denkbar scharfsten Abwehr ihrer unpopulären Gesetze zu versehen. Inzwischen macht der Ultramonarchismus allerwärts in Preußen die größten Anstrengungen, um den Boden hierarchisch zu unterminieren, und nicht am wenigsten ist die positive Propaganda hier in Berlin thätig. Dies Moment trägt ganz besonders dazu bei, die kirchliche Bewegung in Flug kommen zu lassen.

Streifenkampf in Pest.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Zwei Bataillone Infanterie, zwei Eskadronen Kavallerie, vereint mit der gesamten Polizei, vermaßen gestern Abend in Pest durch energisches Vorgehen die Tumultuanten reich zu Paaren zu treiben. Nachdem die angekommenen Massen auf dreimalige, unter Hornsignalen erfolgte Aufforderung, auseinanderzugehen mit Hohn, Pfeifen und Steinwürfen geantwortet hatten, commandirten die Offiziere „Sturm“, worauf die Infanterie mit gefälltem Bajonnet im Laufschritt gegen den Pöbel losging, welcher unter schrecklichem Getöse die Flucht ergriff, oder selbst stehend nach Steine auf das Militär warf und überall Wunden und Zerschneidungen verurtheilte.

Durch Kollisionsfälle und Bajonettschläge kamen zahlreiche Verwundungen vor; der Schriftleiter Petras erhielt einen Stich in die Lunge; derselbe dürfte kaum am Leben bleiben; der Beamte Woschy wurde von den Kugeln niedergeboren; Gabriel Strabach, welcher die Kugeln mit einem Stock angefangen verdrängte, erhielt drei schwere Schießwunden, viele andere Verwundete wurden in den Spitälern aufgenommen. Trotz aller Energie der Behörden wiederholten sich die Schmarotzer an mehreren Punkten, bis schließlich am Mittwoch die Ruhe wieder hergestellt war.

Was für Elemente sich an den Tumulten beteiligten, erhellt daraus, daß verschiedene kausale Expresstheorien erhielten mit der Auflockerung Geld herzugeben, widrigenfalls ihre Fenster eingeschlagen, ihre Auslagen vernichtet werden würden.

Sollten sich heute die Krawalle erneuern, so würde das Militär Befehl erhalten, zu schießen. An die Mannschaften wurden bereits scharfe Patronen vertheilt.

Mehrere Blätter melden, General Jankó habe Tisza zum Duell gefordert, der Kaiser habe jedoch den Zwiespalt unterlag.

Die Ausweisung der Prinzen.

(Von unserem Korrespondenten.)

Es ist nicht gerade notwendig, wie dies die „Liberte“ beispielsweise heute thut, an die Inkonsequenz der Beschlässe der Kommission für die Vorbereitung des Gesetzes über die Prinzen-Ausweisung die Voraussetzung zu knüpfen, daß die Kommission per se nicht geworden ist, aber man muß das Verhalten derselben jedenfalls sonderbar finden, und wird nicht behaupten können, daß

unendliche Fülle von feilschen Empfindungen und Regungen, von charakteristischen Erscheinungen überflüssig darstellen wollte, so erschwerete er sich diese Aufgabe in hohem Grade durch die Anlage des Bildes. Die Darstellung des Jungs von Orleans war sehr fordernde einen vollkommenen Raum für einige wenige Personen und Gruppen, der bei anderer Disposition viel erträglicher und besser hätte ausfallen können, beispielsweise bei einer Anlage wie der von Kinderschnitt in seinem einzigen Naturgenie beobachtet. Dabei wurde zugleich die durch die vielen Naturgenie Figuren erzeugte Monotonie vermieden sein; der Künstler würde dann auch die Hauptgestalt der Jungfrau von Orleans mehr haben hervorheben können, als es nun geschehen ist. Die verstreuten beinahe in der Masse gleich großer Figuren, wenigstens sie immerhin den Mittelpunkt des Bildes einnimmt und Alles in demselben sich auf sie bezieht.

Die Kraft der Charakterisierung hat Matejko in diesem Bilde wieder in hohem Grade bewiesen, allerdings mehr in den Nebenfiguren als in der der Jungfrau, deren Gesichtszüge keinen scharf ausgeprägten feilschen Ausdruck zeigen. Sie erscheint hier wieder als gottbegabte Zehnerin, noch als glückseligste Siegerin, noch mit dem Ausdruck der Verwirrung, die sie ihr großes Werk, was sie sich durch Gott bewußt glaubt, erfüllt hat. Es ist wiederum ein Zug von Befugnis und Schwermuth, der sich in den bleichen Zügen spiegelt, ein Vorzeichen der zukünftigen Ereignisse. Die große Gleichgültigkeit im Gesichte des Königs scheint hier auch wenig glücklich motivirt.

Das starke Seitenlicht von rechts, d. h. aus der Richtung her, in der sich der Zug bewegt, ist dem Bilde wenig günstig; auf der Hintergrund desselben Saales würde es gewinnen. Denn die ungeheure Beleuchtung des Bildes an sich wird durch diesen Hintergrund, der der Künstler den Eingang, was aus dem gelichteten Himmel ersichtlich, auf den Abend verlegt hat.

Ganz vorzüglich ist die Ansicht der Front der Kathedrale, die in dem Halbkreis des Sommerhauses erscheint, und von Allen die von innen her erleuchteten großen Fenster. Im Hintergrund erscheint die Farbgebung des ganzen Bildes etwas grell. Ob der Künstler es notwendig hatte, mit dem in allgemeinen vorwaltenden Realismus die konservativen Hilfsmittel der Allegorie und Symbolik zu verbinden, den Feilschenden zu vermeiden — das ist eine Frage, die individuell künstlerischer Anschauung überlassen bleiben mag.

h Jubiläums-Ausstellung.

Von Dr. Gustav Fieders.

Jan Matejko: Der Einzug der Jungfrau von Orleans in Orleans.

Gestern langte in der Jubiläumsausstellung das Kolossalbild von Jan Matejko an, auf das man seit langem in allen interessierten Kreisen höchst gespannt war. Es stellt den Augenblick dar, in dem Jeanne d'Arc, nachdem sie Orleans den Engländern abgenommen hat, daselbst ihren feierlichen Einzug hält, um die Landstraße, der sie ihr Leben geweiht, zu erfüllen: den rechtsmündigen Herrscher Franzrich, Karl VII., begleitet zum König trösten zu lassen.

Das Bild hat nur ganz geringe Tiefe, denn der Zug bewegt sich von rechts nach links über die Breite der Bildfläche hinweg, so daß alle im Vordergrund befindlichen Personen Naturgröße haben. Den Hintergrund bildet ein fantastisch gezeichnetes gotisches Bild; zur Linken schließt die Kathedrale das Bild ab.

Die Darstellung ist, wie bei allen Matejko'schen Bildern, eine außerordentlich lebendige, dramatisch bewegte. Aber der Raum scheint für Matejko gar nicht zu existieren. Es ist hier eine solche Anfüllung von Figuren, ein solches Gedränge, daß in vielen Fällen gar nicht möglich ist, zu bestimmen, zu welchem Körper diese Hand, jener Fuß z. gehören. Willkürlich wäre es daher gewesen, das Bild höher zu hängen, es würde dadurch überflüssiger, verändlicher geworden sein, vollends wenn, wie gestern, Hunderte von Beschauern die unteren Theile für und her zirkeln — und das Bild ist auf Fernwirkung berechnet — unsichtbar machen.

Den Zug eröffnen drei Vorreiter. Der mittlere trägt auf schwarzen Hufen die goldene Krone, die das Haupt bedeckt von den Engländern und den Burgunden herabgehoben wurde. Die beiden anderen tragen die Fahnen der Jungfrau von Orleans, die von dem französischen Herrscher von Frankreich. Der dritte Reiter, zur Linken, also dem Beschauer der nächste, ist ein Repräsentant der Soldateska, ein völlig gepanzerter Krieger.

Obwohl das kurze Zwischenstück, der diese Vorreiter von der Jungfrau trennt, scheinbar drei Genies. In der Mitte ein barockes, schwebend tragendes männliches Genies mit gepanzerter Oberkörper, mächtigem Flügelpaar und einem Harnischschwert in der Hand. Zu seiner

Rechten schwebt ein weibliches Genies, wohl eine Verkörperung des Glaubens, wie die zu rechtsmündigen Genies erhabenen gestalteten Hände andeuten. Zur Linken schwebt wiederum ein weiblicher Engel, der des Sieges und des Friedens, wie aus dem grünen Weis erflüsslich, das er, sich zur Jungfrau herabneigend, bereden zu überreichen gewillt ist — ohne indeß von letzterer bemerkt zu werden. Beide Genies erscheinen geschnitten durch die großen Flügel des Erzengels Michael in ihrer Mitte.

Die Jungfrau im Staehorden folgt ihnen, auf stattem feurigen Roß reitend. In der Rechten trägt sie das weiße, mit goldenen Ästen gefüllte Banner, auf dessen langgestrecktes Schwäbische ein kleiner Engel in Verherrlichung hängt. Die feierliche Fülle erhebt sie in Größe derartig auf die Jubelstufen der Massen, die sich an sie herandrängen.

Der Haupt ist von einem sehr starken rötlichen braunen gelteiglichen umgeben, den auch in schwächerer Mischung die Köpfe der drei Engel zeigen.

Der hinter Jeanne d'Arc reitende Pöbel hat Mäße, sein Pferd zu abgibt, und auf ihn folgt unter einem mit den Wappen versehenen reich verzierten Aufsatze der König Karl VII. und seine Gemahlin Marie von Anjou, an die sich ein Gefolge von Rittern und Damen anschließt. Eine der letzteren im Vordergrund trägt auf ihrer Hüften einen Falken, mit dem sie sich befähigt.

Neben diesen Hauptfiguren erheben wir nun eine mächtige Zahl von anderen, die theils zu dem Zuge gehören, theils sich herandrängen, um der Jungfrau die Hände, oder das ihnen gepanzerter Körper zum Theil verfallende klau mit Gold durchwirkte Gewand zu fassen, ihr Kränze und Blumen zu zuwerfen und zu überreichen zc. Es ist ein unruhiger und wirrer Haufen von Soldaten und anderen Vorhergehenden von Menschen, die Waffen, Musikinstrumenten. Man begeht nicht, wie diese findenden Bürger und Bürgerinnen von Orleans, diese Frau, die ihr Kind zur Jungfrau emporhebt, damit sie es segne, nicht von den Pferden und von den nachdrängenden Massen getrieben werden. Die reißende Exaltation und der Romanismus, die sich in allen diesen Gesichtern spiegeln, das Glück der Bürger, sich von dem Feinde befreit zu sehen, innerhalb ihrer Mauern die göttliche Jungfrau begrüßen, den angekommene König trösten zu können, sind vorzüglich ausgedrückt, hellenweise sogar im Uebermaß. In allen seinen Details ist das Bild überhaupt sehr interessant und schön; wenn der Künstler aber diese